

Jean Dye Johnson

# Blindflug in die Freiheit

Mission unter Einsatz des Lebens

 R.Brockhaus

© der amerikanischen Ausgabe 1985  
by New Tribes Mission, Sanford, Florida

Deutsch von Evelyn Herm und Hilary Leyton

## *RBtaschenbuch Bd. 741*

8. Gesamtauflage 2008

2. Taschenbuchauflage

© 1992 R. Brockhaus Verlag  
im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten  
Umschlag: lüchtenborg informationsgestaltung, Oldenburg  
Satz: Breklumer Print-Service, Breklum  
ISBN: 978-3-417-20741-5  
Betell-Nr. 220.741

# Inhalt

1. Der Überfall .....	8
2. In der Falle .....	22
3. Reaktionen in der Außenwelt .....	33
4. Flug ins Blaue .....	43
5. Wie groß ist Gott! .....	64
6. Unter Freunden und Feinden .....	76
7. Danke, Herr! .....	88
8. In den Wolken .....	95
9. Maßarbeit Gottes .....	102
10. Frieden mitten in der Spannung .....	108
11. In geheimer Mission .....	123
12. Hoffnung in der Hoffnungslosigkeit .....	138
13. O Gott, dir sei Ehre! .....	145

## Vorwort

Als ich 1988 mit der Missionsausbildung bei der New Tribes Mission in England begann, teilte ich das Zimmer mit einem jungen Mann, Steve, dessen Eltern Missionare in Kolumbien waren. Unser Zimmer war geschmückt mit Giftpfeilen und vielen anderen Gegenständen der Indianer. Mir eröffnete sich dadurch eine neue Welt, die ich voller Eifer und Neugier erkunden wollte. Gerne erzählte er mir von seiner Kindheit im Dschungel und all den Abenteuern, die er dort erlebt hatte. Besonders beeindruckt hat mich aber Eines: Seine Liebe zu Gott und seine Sicht für die Verlorenen. Für sein Leben hatte er nur ein Ziel: Unerreichte Volksgruppen mit dem Evangelium zu erreichen.

Eines Tages erzählte er mir eine spannende Geschichte – so voller Emotionen, als hätte er alles noch genau vor Augen: Als er noch ein Kind war, wurde die Missionsstation, auf der er mit seinen Eltern lebte, überfallen. Diese Geschichte ist in diesem Buch aufgeschrieben. Sie ist ein bewegendes Beispiel für Gottes Größe und Allmacht im Leben seiner Kinder. Es ist so schön zu wissen, dass Gott lebendig ist und auch heute noch täglich seine Gegenwart unter Beweis stellt.

In vielen Ländern dieser Erde gibt es heute noch unzählige Menschen, die das Evangelium noch nicht gehört haben. Häufig ist es für Missionare gefährlich, dort zu leben und zu arbeiten. Isolation, mangelnde Hygiene, starke religiöse Traditionen und viele andere Hindernisse halten uns davon ab, in diese Gegenden vorzudringen. Doch ist Gott nicht immer vertrauenswürdig, auch wenn es gefährlich wird? Gibt es nicht auch in dieser Generation noch Christen, die bereit sind, Opfer zu bringen?

Die Familien in diesem Buch haben ihre vertraute Umgebung verlassen, um Unerreichten das Licht zu bringen. Als der Herr sie in den Dienst rief, waren sie gehorsam und sind ihm gefolgt.

Sie haben sich auf Gott verlassen und wurden auch in der dunkelsten Stunde nicht enttäuscht!

Christus war bereit, für uns den Himmel zu verlassen, in ständiger Gefahr auf der Erde zu leben, die Strafe für die Sünden der Menschheit auf sich zu nehmen und für uns zu sterben. Doch Er ist auferstanden - und hat uns einen Auftrag hinterlassen. Ist es zu viel verlangt, wenn Er unser Leben bedingungslos gebrauchen möchte?

Möge der Herr Sie beim Lesen segnen und zum Staunen über seine Kraft bringen!

Abram Penner  
NTM Deutschland  
Juni 2008

In einer Stadt in Kolumbien unterhielt sich ein Missionar mit zwei marxistischen Guerillas. Einen davon hatte er schon als Zivilisten gekannt. Mit Nachdruck, als sei er daran interessiert, den Missionaren zu helfen, erklärte nun der andere: »Für euch Missionare gibt es nur eine Chance, weiter auf euren Stationen zu arbeiten: Ihr müsst mit der Guerillakommandantur Beziehungen aufnehmen.«

Der Missionar schwieg. Er verstand allzu gut, was mit einer solchen Beziehung gemeint war: eine friedliche Koexistenz. Es bestanden viele Gruppierungen unter den Guerillas, aber alle verfolgten nur ein Ziel: eine Regierungsübernahme durch die Kommunisten in Kolumbien.

Mit einer Entschlossenheit, die einer Drohung gleichkam, fügte der Guerilla hinzu: »Denn darüber sind wir uns klar: Wir werden siegen!«

# 1. Der Überfall

Einige Boote, vollbesetzt mit fröhlichen Indianern, befanden sich auf der Heimfahrt von einer Kirchenkonferenz. Jeder hatte seine Familie, Angehörige und Haustiere in einen Einbaum mit Außenbordmotor eingeladen. Sie steuerten dem heimatlichen Dorf Morichal zu, eine typische kolumbianische Urwaldsiedlung am oberen Inirida, etwas nördlich des Äquators gelegen.

Die Puinave-Indianer hatten sich mit anderen Gemeindegruppen getroffen. Manchmal glichen diese christlichen Konferenzen in ihrer Spontanität und Wildheit eher alten traditionellen Festen. Auf jeden Fall schienen sie ein kleiner Ersatz dafür zu sein. Diesmal hatte der Bibellehrer Tim Cain von der New Tribes Mission (Mission unter unerreichten Stämmen) auf der Konferenz gesprochen. Er beherrschte die Sprache der Puinave und konnte ohne Dolmetscher zu ihnen reden. Das war etwas ganz anderes als bisher: die Bibel in der eigenen Sprache ausgelegt zu bekommen! Noch nie hatten sie so ergriffen zugehört. Seit sechs Monaten lebte Tim nun schon unter ihnen und lehrte sie jeden Abend.

Während die Einbäume langsam über das Wasser glitten, fiel Tim ein großes Boot am Flussufer auf. Es hatte Benzinfässer geladen und war mit etwa zehn fremden Kolumbianern bemannt. Nichts Außergewöhnliches, denn bekanntlich suchen Rauschgifthändler die abgelegensten Stellen aus, um ihr Kokain herzustellen. Und wer außer Rauschgifthändlern hätte so viel Benzin zu verkaufen? Benzin wird mit Alaun zusammen verwendet, um die Droge aus Kokablättern zu gewinnen.

Einige der Indianer hielten an, um Benzin für ihre Motoren zu kaufen. Tims Boot jedoch, in dem auch der Dorfchef Alberto saß, hielt nicht an. Im Gegenteil, Alberto schien es sehr eilig zu haben, vorbeizukommen. Was war der Grund?

Etwa einen Monat später verriet Alberto Tim sein Geheimnis. Es klang fast wie ein kleines Geständnis: »Erinnerst du dich an die zehn Männer mit dem Boot voll Benzin, als wir von der Konferenz zurückkamen?«

»Ja«, erwiderte Tim. »Wieso?« »Damals wollte ich dir etwas verschweigen. Diese Männer waren Guerillas!« Tim machte große Augen. »Guerillas? Und warum hast du es mir damals nicht gesagt?«

»Weil ich dachte, du würdest Angst kriegen, wenn du Guerillas so aus nächster Nähe siehst. Oder bist du einem Guerilla schon jemals so nahe gekommen? Ich fürchtete, du würdest uns verlassen und uns nicht mehr lehren«, bekannte Alberto.

Seitdem Tim und seine Frau Bunny nach Morichal gezogen waren, drangen immer wieder beängstigende Gerüchte über die Anwesenheit von Guerillas in ihrer Nähe zu ihnen. Sollten sie Morichal verlassen? Nein, sie waren überzeugt, dass Gott sie an diesem Platz haben wollte. Hier wohnten Menschen, die das Evangelium schon gehört, aber nie eine Entscheidung für Jesus Christus getroffen hatten. Es fehlte ihnen die biblische Grundlage. Sie waren durch Indianer aus einem anderen Stamm angesprochen worden, gingen regelmäßig zu den Gottesdiensten, aber ihr alter Glaube wurzelte noch tief und ungebrochen in ihren Herzen.

Tim war an einem Ort aufgewachsen, wo seine Eltern mit anderen Puinave gearbeitet hatten. So kannte er ihre Kultur bestens. Als er selbst Missionar wurde, verbrachte er einige Zeit stromabwärts mit dem Erlernen der Sprache. Ein Linguist und Übersetzer, der vor ihm im Stamm gearbeitet hatte, half ihm dabei. Als Tim dann nach Morichal kam, sprach er ausschließlich Puinave und gewann dadurch schnell das Vertrauen der Dorfbewohner. Nein, wegen des Wissens um die Nähe der Guerillas würden Tim und seine Familie nicht nach Hause zurückkehren.

Im Oktober 1984 besuchte Alberto mit einem anderen Puinavechef, Chicho, zusammen die Cains in dem Haus, das die Puinave ihnen gebaut hatten. Es unterschied sich von den Indianerhäusern nur durch Fenster und Trennwände.

Alberto überbrachte eine wichtige Nachricht: »Geht heute Abend nach Einbruch der Dunkelheit nicht aus dem Haus! Guerillas sind in der Nähe. Jemand hat ihre Spuren und Zigaretten-



kippen entdeckt. So ungefähr acht Mann sind es. Also, seht euch vor!«

Tim und Bunny hörten auf die Warnungen. Es wurde ernst. Die Indianer begleiteten sie zur Abendversammlung und zurück. Sie gingen früh ins Bett. Was konnten die Cains tun, um sich vor den Guerillas zu schützen? Ihre Fenster bestanden einfach aus Löchern in den Wänden, wo das Gitterwerk nicht mit Lehm bestrichen worden war. Und der Fliegendraht daran – Welch einen Schutz bot er schon?

Am nächsten Tag traf ein älterer Indianer, Anibal, auf einen Guerilla, als er auf der Jagd war. Der Guerilla gab ihm durch Handzeichen zu verstehen, dass er nicht näher kommen und sich ruhig verhalten sollte. Ohne Zweifel befand sich das Lager der Guerillas ganz in der Nähe. Der Puinave drehte sich um und verschwand.

Zwei Tage später saß Chicho im strömenden Regen zusammengekauert unter einem Bündel wilder Bananenblätter. Während er so in der Nähe der Landepiste wartete, beobachtete er, wie acht bewaffnete Guerillas die Piste, die aus dem Dorf herausführte, überquerten und im Urwald untertauchten.

In diesen Wochen machten auch die etwa fünfzig Hunde des Dorfes die Bewohner nachts durch ihr lautes Kläffen und Knurren auf die Gegenwart der Fremden aufmerksam. Gefahr lag in der Luft!

Eines Nachts fuhr Albertos Bruder mit seinem Kanu am Flussufer auf die Jagd. Auf dem Nachhauseweg wurde ihm mit vorgehaltenem Gewehr die Beute weggenommen. Die Guerillas bedankten sich höflich für seine Freigebigkeit.

Einmal wollte Tim in den Urwald gehen, um sich mehr Pfähle für das Nebengebäude zu holen, das er gerade baute. Alberto rief ihn zurück. Seine Stimme klang erregt: »Wo willst du hin?«

»Ich brauche Pfähle.«

»Du bleibst hier!« befahl er scharf.

In Alltagsdingen betrachtete Alberto Tim gern als Sohn, während er ihn in geistlichen Dingen als Lehrer achtete.

Alberto rief das gesamte Dorf zusammen und erklärte, was Tim brauchte. Tim musste nur angeben, wie viele Pfähle er benötigte und welcher Art sie sein sollten. Aber er durfte auf keinen Fall selbst in den Urwald gehen.

Im Laufe der Woche hatten die Guerillas einige Hühner mitgehen lassen und sich aus den Gärten der Puinave bedient. Trafen sie tagsüber einzelne Indianer außerhalb des Dorfes, gaben sie bekannt, dass sie Jugendliche suchten, die sich ihnen anschließen wollten. Das aber kam bei den Puinave gar nicht gut an. Weder die Eltern noch die jungen Leute interessierten sich dafür, aber sie zeigten den Guerillas ihre wahren Gefühle nicht. Zudem sprachen einige nicht genügend Spanisch, um sich richtig unterhalten zu können.

Zu denen, die die Guerillas befragten, gehörte auch Alberto. Ihr besonderes Interesse galt den Missionaren. Sie versuchten, ihn auszuhorchen.

»Ach, macht euch um die keine Sorgen«, riet Alberto, der den Verdacht hegte, ihr Interesse könnte Unheil bedeuten. »Am besten, ihr lasst sie in Ruhe.«

Immer wieder verbrachten zweifelhafte Fremde einige Wochen oder Monate im Dorf. Zwei von ihnen behaupteten, Ex-Guerillas zu sein, die aus irgendeinem Guerillalager geflüchtet waren. Aber konnte man ihnen trauen?

Manchmal, wenn Tim und Bunny sich nicht im Dorf aufhielten, besuchten fremde Männer in Gruppen das Dorf. Sie behaupteten, sie wären Kokainhersteller. Aber sie trugen Waffen mit sich, die nur Guerillas gebrauchten. Die Indianer erzählten Tim, dass die Fremden nach den Ausländern gefragt hätten. Aber jedesmal gab man ihnen zu verstehen: »Lasst die Finger von den Missionaren!«

Etwa Mitte August 1985 verließen Tim und Bunny das Dorf für eine kurze Zeit. Als sie zurückkehrten, berichteten die Indianer aufgeregt vom neuesten Geschehen in Morichal. Fünfunddreißig Guerillas waren – mit Gewehren bewaffnet – im Dorf erschienen, zwölf davon verbrachten die Nacht dort. Sie hatten

besondere Fragen über die Missionare gestellt und sich am nächsten Morgen aus dem Staub gemacht. Tim und Bunny kehrten am frühen Nachmittag zurück, nur sechs Stunden später.

Als Tim diese Neuigkeiten an der Flugpiste erfuhr, sah der Pilot Tim mit ernster Miene an: »Meinst du nicht, dass es hier allmählich zu gefährlich wird? Sollten wir, das heißt die Mission, nicht einen Rückzieher machen? Ich ahne, die Zeit kommt, wo wir eine Konfrontation mit den Guerillas haben werden.«

Tim zögerte. Dann erwiderte er entschlossen: »Nein, ich kann die junge Gemeinde zu diesem Zeitpunkt nicht verlassen! Erst jetzt kapieren sie Gottes Wort so richtig. Langsam erkennt man, wer gläubig ist und wer nicht. Und die, die Gottes Wort noch nicht verstanden haben, wollen unterrichtet werden. Nein, ich bin so sicher, dass Gott mich hier haben will. Ist es ihm nicht möglich, uns zu bewahren?«

Bunny, die hinter ihm stand, pflichtete ihm bei.

Gerade in dieser Zeit erlebte Tim wunderbare Gebetserhörungen. Wie hatte er für einige Indianer besonders gebetet, die noch so schwach in ihrem Glaubensleben waren.

»Herr, willst du nicht etwas geschehen lassen, damit diese Leute aufwachen und sich zu deinem Volk bekennen? Bitte, rüttle sie auf, Herr!« Und jedesmal war er hell begeistert, wenn er in ihnen neues Leben spürte.

Manchmal berichteten die jungen Christen in einer Versammlung vor oder nach Tims Bibelarbeit, was sie erlebten. Zum Beispiel schrieben sie jetzt Gott Dinge zu, die sie früher als Zufall oder Hexerei betrachtet hatten.

Dankbarkeit wie nie zuvor bewegte die Herzen der Indianer während einer Versammlung im September 1985. Die Gemeinde in Morichal sollte bei einer Konferenz für mehrere Dörfer Gastgeber sein. So wussten sie sich für die Jagdbeute zur Bewirtung der Gäste ganz von Gott abhängig. Bei einer dramatischen Schweinejagd rechtzeitig zur Konferenz erbeuteten die Dorfbewohner dreißig Schweine. Am Sonntagmorgen drückten sie ihren Dank aus:

Alberto: »Gestern früh bat ich Gott um Beute. Um gute Beute. Von meinen Fischfallen eilte ich heim. Ein paar Fische und einen Affen in der Hand. Ein guter Fang. Da – ein Schuss! Wildschweine, dachte ich. Schneller als ein Wildschwein vor seinem Jäger flüchtet, hastete ich davon. Immer schneller. Da waren sie. Viele Wildschweine. Drei erlegte ich. Mit nur drei Patronen. Wie der Wind lief ich nach Hause, lud meine Schrotflinte neu. Wieder ein Treffer! Das hat Gott gemacht. Gott und kein anderer. Gott erhört Gebete. Das weiß ich schon lange. Aber jetzt noch viel mehr.«

Chicho: »Ja, Gott hat uns die Schweine geschickt! Kein anderer als er. Direkt in unser Dorf. Nicht einmal suchen mussten wir sie. Gott weiß, was wir brauchen.«

Felix: »Ja, Gott bewahrte sie für uns auf. So richtig fett waren sie! Wirklich, Gott leistete ganze Arbeit!«

Anibal: »Ha, im Kreis herum liefen sie, die fetten Schweine, einfach von einem Jäger zum nächsten. Und zu tragen brauchten wir sie auch nicht weit. Wirklich – Gott denkt an alles!«

Während Tim ihrem Wechselgesang lauschte, lehnte er sich zurück. Er freute sich, wie diese ehemaligen Zauberer und Bluträcher Gott die Ehre gaben!

An jenem Sonntagmorgen nahm noch ein Missionsehepaar am Gottesdienst teil, ohne jedoch mehr als ein paar Worte und Ausdrücke dieser schwierigen Tonsprache zu verstehen: Bob Van Allen und seine Frau Linda. Seit ein paar Monaten waren sie Tim und Bunnys Partner. Sie wohnten in einer Lehmhütte mit Strohdach direkt neben dem Haus der Cains.

Bei seiner Ankunft in Morichal kündigte Bob den Cains an: »Dies ist unser letzter Umzug. Das sage ich euch!«

Die Cains verstanden, was er meinte. Bob gehörte einem Team an, das ohne Erfolg Kontakt zu einem anderen Stamm gesucht hatte. Danach hatte er sich zusammen mit einem anderen Missionar um einen zweiten Stamm bemüht. Aber nicht lange danach übernahmen Guerillas die Kontrolle. Damals hatten die Indianer ihn und seinen Mitarbeiter versteckt und ihnen bei der

Flucht geholfen. So kam Bob zu den Puinave und wollte so richtig mit der Arbeit loslegen.

Aber wieder wurden ihre Pläne geändert. Bob hatte sich im niedrigen Lagerraum hinter seinem Haus zu plötzlich aufgerichtet, stieß heftig an den Astknoten eines knorrigten Baumstamms und verlor fast das Bewusstsein. Seine Frau, von Beruf Krankenschwester, meinte, Bob hätte sich eine Gehirnerschütterung zugezogen. Sein Blutdruck sank bedenklich, und er war ständig von Übelkeit geplagt, sodass sie sich mit Bedauern entschließen mussten, das Missionsflugzeug zu bestellen. Es brachte sie mit ihren drei kleinen Töchtern nach Villavicencio zum Arzt.

Das geschah am 2. Oktober 1985.

Zwei Tage später traf es Tim. Er lag krank in einer Hängematte in dem Zimmer, wo seine beiden Töchter in den Schulferien schliefen. Auf Malaria-Medikamente sprach er nicht an. Jetzt vermutete er wegen der typischen Symptome – geschwollene Beine, Juckreiz und geringes Fieber – Filaria.

Bunny hatte versucht, sich vom Tonband her einige Sätze der Puinavesprache einzuprägen, denn sie wollte sie fließend beherrschen. Aber jetzt brauchte sie eine Ruhepause. Die schwierigen Sätze kreisten nur so in ihrem Kopf. Sie stand auf, um sich die Beine zu vertreten.

Gerade warf sie einen Blick aus dem Fenster. Sie stutzte. Was war das? Sie sah, wie ein Mann auf ihr Haus zustürmte. Sofort erkannte sie ihn als Guerillakämpfer, auch wenn sie noch nie bewusst einen gesehen hatte. Er trug einen Tarnanzug, und noch schlimmer – er war schwer bewaffnet. Ein Patronengürtel um seine Taille verstärkte den furchterregenden Eindruck. Nach seinem entschlossenen Gesichtsausdruck zu urteilen, konnte kein Zweifel bestehen, dass er bei jeglichem Widerstand bereit war, sein Gewehr oder seine Handgranate einzusetzen. Jetzt entdeckte sie noch einen und noch einen – vier Guerillas liefen auf ihr Haus zu. Bunny verlor fast die Nerven. Sie stürzte ins Schlafzimmer. »Guerillas, Tim! Was sollen wir tun?« »Mach die Tür auf!« antwortete Tim in seinem üblichen sachlichen Ton.

»Bist du verrückt, willst du sie hier drin haben?« Bunny wusste zu viel von Guerillas, um sie gern ins Haus einzuladen.

»Beruhige dich!« befahl Tim. »Wir wissen doch noch gar nicht, was sie wollen.«

Tim kletterte mühsam aus der Hängematte. In seinen Beinen pochte es. Bevor er die Haustür erreichte, hämmerten die Guerillas schon dagegen und forderten Einlass. Tim öffnete die Tür.

»Hände hoch! Raus!«, befahl einer der Guerillas.

Was blieb ihnen anderes übrig? Vier Guerillas richteten die Waffen auf sie. Tim und Bunny gehorchten. Zwei weitere Guerillas inspizierten inzwischen das Dorf, um herauszufinden, wer sich dort aufhielt. Etwas später erreichten auch diese beiden Cains Haus. Drei andere befanden sich draußen auf dem Fluss und beanspruchten einen Teil davon als ihr Hoheitsgebiet.

Als er nur zwei Missionare sah, fragte der Sprecher: »Wo sind die anderen?« »Es sind keine anderen hier«, antwortete Tim so ruhig wie möglich.

»Ihr lügt, wir wissen, dass es mehr von eurer Sorte gibt.«

»Nein, wirklich nicht«, widersprach Tim. »Überzeugt euch selbst! Unsere Kollegen sind alle fort.« Daraufhin durchsuchten die Guerillas das Haus und mussten Tim recht geben.

»Und wo sind sie hin?«, fragten sie.

»Abgereist, weil der Mann einen Unfall hatte und ärztliche Behandlung brauchte.«

Zunächst wollten es die Guerillas Tim nicht abnehmen. Aber offenbar bestätigten die Indianer ihre Aussage, sodass sie die Suche nach den Van Allens aufgaben. Dann, während drei Guerillas draußen blieben, um Tim und Bunny zu bewachen, durchforsteten drei weitere Cains Habseligkeiten.

Es hatte vormittags geregnet. Der Boden war noch nass, auf dem Tim und Bunny die ganze Zeit mit erhobenen Händen standen. Tim trug nicht einmal Schuhe. Für einen Kranken nicht gerade die angenehmste Lage. Bunny fasste Mut und fragte: »Darf sich mein Mann setzen? Er ist krank.«

»Na klar!«, sagten die Guerillas, »dort neben das Haus.« Tim

und Bunny setzten sich, beide etwas entspannter. Sie brauchten auch die Hände nicht wieder zu heben. Aber die Gewehre – unter anderem ein Maschinengewehr – blieben auf sie gerichtet.

Die Guerillas hielten eine kleine Besprechung ab und entschieden, die beiden Missionare ins Haus zu bringen, wo sie den Blicken vorbeigehender Indianer entzogen wären. Tim legte sich wieder in seine Hängematte, und Bunny setzte sich neben ihn.

»Ihr befindet euch jetzt im Gewahrsam der F.A.R.C.«, verkündigte der Sprecher mit gewichtiger Miene. (Die F.A.R.C., die »Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia«, gehören zu den zahlreichen marxistischen Guerilla-Bewegungen Kolumbiens.)

»Und was heißt das genau?« erkundigte sich Tim.

»Erklären wir dir später.«

Die Guerillas fingen an, Cains Sachen hervorzuholen. Tim musste alles öffnen. Der Ordner über Kultur und Sprachen interessierte sie besonders.

»Was ist das?«, fragten sie. »Und das?«

Tim und Bunny bemühten sich, so gut wie möglich zu antworten. Die Guerillas setzten die Hausdurchsuchung fort. Sie öffneten Kisten, stellten Fragen, ließen Tim und Bunny Behälter öffnen. Dabei nahmen sie alles an sich, was ihnen in dem kleinen Haus zusagte: Lebensmittel, Radio, Tonbandgerät – sogar das wenige Bargeld, das Tim bei sich hatte. Als sie mit allen Regalen, Dosen und Kisten fertig waren, sah das Haus wie ein Schlachtfeld aus.

Dann versuchten die Guerillas, sich Zugang zum Haus der Van Allens zu verschaffen, konnten das Vorhängeschloss jedoch nicht öffnen. Einer von ihnen rief Bunny zu sich. »Komm mit und schließ das Haus auf«, befahl er.

Bunny war erschüttert. Diese Vandalen sollte sie auch noch in Van Allens Haus lassen? Und was würden sie mit ihr tun, wenn Tim nicht dabei wäre? Fragend sah sie ihren Mann an.

»Nun geh schon«, drängte er.

Bunny schloss schweren Herzens auf und öffnete die Tür.

»Wer wohnt hier?« fragte der Guerilla. »Unsere Kollegen.«  
»Haben sie Kinder?« Er hatte die Mädchenkleider gesehen, die ordentlich an einer Stange in der Ecke hingen. Das Haus war nur durch eine einzige Zwischenwand aufgeteilt, sodass das Wohnzimmer auch als Schlafzimmer der Mädchen und Arbeitszimmer der Eltern diente.

»Ja, haben sie.« Bunny antwortete nur auf die Fragen, die ihr gestellt wurden. »Darf ich jetzt zu meinem Mann zurück?«

»Du darfst«, antwortete der Guerilla.

Bunny ging zurück, äußerlich gelassen, aber innerlich aufgewühlt. Am liebsten wäre sie zu Tim gerannt. Sie fühlte sich erleichtert und dankbar für Gottes Bewahrung.

Nach etwa fünfzehn Minuten kam der Guerilla von nebenan zurück und forderte sie auf, mitzugehen. Wieder wartete Bunny auf grünes Licht von Tim. »Es bleibt dir keine andere Wahl«, sagte er.

Der Guerilla führte Bunny erneut zum Haus ihrer Freunde. Anscheinend hatte er sich ausgesperrt.

»Mach die Tür auf«, befahl er. Bunny gehorchte.

»Geh rein!«

Zwei weitere Guerillas standen hinter dem Wortführer, bereit, Bunny und ihm zu folgen. Bunny fühlte, wie die Angst ihr die Kehle zuschnürte. Kein Tim war in der Nähe, um ihr Mut zuzusprechen. Sie zitterte, überzeugt, dass ihr Ende nahe war. Was sollte sie tun? Bei jedem Befehl waren die Gewehre auf sie gerichtet. Sie ging ihnen voraus ins Haus, und die drei folgten ihr. »Was wollt ihr?« Bunny hatte ihre Stimme wiedergefunden. »Mach die Behälter auf!«, verlangten sie. »Mach die Deckel ab und sag uns, was drin ist!«

Linda Van Allen hatte ihre Lebensmittel alle sorgfältig in Dosen eingelagert, um sie vor Feuchtigkeit und Ungeziefer zu schützen. Bunny musste also die Neugier der Guerillas befriedigen, indem sie ihnen erklärte: »Mehl, Maismehl, Reis ...«

Nachdem die Inventur der Küche beendet war, schickten sie Bunny ins Wohnzimmer. Dort stellten sie weitere Fragen über



das Radio, Tonbandgerät und manches mehr. »Was ist das? Wo-  
zu brauchen eure Leute das?« Die Guerillas gingen mit Van Al-  
lens Sachen genauso vor wie bei Cains. Sie zerrten alles hervor,  
warfen Sachen beiseite, die sie nicht gebrauchen konnten, und  
nahmen an sich, was ihnen gefiel. Das Tonbandgerät, das Linda  
für ihr Spanischstudium benutzt hatte, weckte ihr Misstrauen.

»Was heißt denn das alles?« Angestrengt versuchten sie, den  
Gesprächsbeispielen einen Sinn abzugewinnen.

»Das sind Spanischlektionen. Die Frau will ihr Spanisch ver-  
bessern.«

Die Guerillas kletterten in den kleinen Dachraum hinauf, der  
Bob und Linda als Schlafzimmer diente. Auch dort durchstöber-  
ten sie alles. Bunny bat, zu Tim zurückkehren zu dürfen.

»Nein, du bleibst hier!« Die Härte der Worte ließ sie erzittern.

In diesem Augenblick stürzte ein weiterer Guerilla aufge-  
bracht ins Zimmer und fing in Spanisch an, auf Bunny einzure-  
den. Bunny wusste, dass sie nicht alles verstanden hatte und bat:  
»Ich verstehe nichts. Warte einen Moment, bis ich meinen Mann  
geholt habe.«

»Okay, beeil dich!« Als Tim erschien, setzte der Guerilla sei-  
ne Beschimpfungen fort. Wie es sich herausstellte, wollte er nur  
Antwort auf Tims frühere Frage zum »Gewahrsam der  
F.A.R.C.« geben.

»Ihr seid Amerikaner«, brüllte er, »und als solche müsst ihr in  
irgendeiner Beziehung zur amerikanischen Regierung stehen.  
Vermutlich seid ihr Agenten. Wir werden dafür sorgen, dass alle  
Amerikaner das Land verlassen – je schneller, desto besser! Ver-  
standen?«

Dann fügte er einige feindselige Bemerkungen über Amerika-  
ner im Allgemeinen hinzu. Sein Gesicht veränderte sich zu ei-  
nem hämischen Grinsen. »Wir werden mit allen Amerikanern  
Schluss machen und beginnen mit euch! Los, geht in euer Haus  
zurück!«

Die Guerillas hielten wieder eine Besprechung ab. Bald  
wandte sich der Wortführer an Tim:

»Nimm Funkverbindung auf und fordere das Flugzeug an! Wiederhole genau, was wir sagen! Wenn du auch nur ein Wort änderst, bist du ein toter Mann! Verstanden?«

Es war etwa Zeit für die tägliche Funkverbindung: »Sag ihnen, du bist sehr krank und musst hier raus!«

Tim dachte nach. Er forderte das Flugzeug nie gern an, schon gar nicht jetzt! Aber er wusste, der Pilot würde das Dorf erst absuchen und dann nach dem vereinbarten Zeichen landen. Es war vor langer Zeit abgemacht worden, dass entweder die Missionare oder die Indianer dem Flugzeug zuwinken würden als Zeichen, dass es sicher landen könnte. Auch die Indianer wussten das. Tim war zuversichtlich, dass sie diesmal nicht winken würden. Bestimmt nicht! Außerdem konnte er die Mission über das Geschehene in Morichal informieren, indem er das Flugzeug anforderte. Der Sprecher der Guerillas wiederholte drohend den Befehl: »Los jetzt, sonst kriegen euch die Geier zu fressen!«

Während das gezogene Gewehr auf ihn gerichtet war, forderte Tim also das Missionsflugzeug für den nächsten Tag, den 5. Oktober, an.

Bunny war innerlich aufgewühlt. Ihre aussichtslose Lage nagte an ihr, brachte sie fast zur Verzweiflung. Es gab nur eine Möglichkeit, dieses schreckliche Gefühl der Ohnmacht zu bewältigen: Trost und Zuflucht im Wort Gottes zu suchen. Natürlich bedeutete es ihr auch viel, dass Tim und sie gerade in dieser Situation zusammen sein konnten.

Es wurde dunkel. Die Guerillas kochten für sich in Van Allens Haus. Bunny musste in ihrem durchwühlten Haus irgendwie zu-rechtkommen und das Abendessen für Tim und sich richten. Aber keiner von beiden spürte das Verlangen, etwas zu essen. Tim schien äußerlich ruhig und gelassen. Aber in seinem Inneren jagte ein Gedanke den anderen. Warum hatte Gott es zugelassen, dass die Guerillas sie gefangen nahmen? Hatten sie es nicht als klare Führung Gottes erkannt, bei der kleinen Punave-Gemeinde zu bleiben?

Während seines stillen Gebets ertappte sich Tim bei der Fra-

ge: »Herr, ich verstehe dich nicht. Ich hatte dir vertraut, dass du uns diese Leute vom Hals halten würdest.« Tim fühlte sich elend und krank, was das Gefühl der Hilflosigkeit nur noch unterstrich. Hatte Gott sie im Stich gelassen?

Tim und Bunny waren dankbar, in ihrem eigenen Haus bleiben und ihre Bibeln behalten zu dürfen. Es machte sie auch dankbar, ihre beiden Töchter in der Schule sicher aufgehoben zu wissen, und dass Van Allens gerade noch rechtzeitig weggefliegen waren. Alle befanden sich auf der Finca, der Ranch, wie die Missionsstation genannt wurde, die ein paar Kilometer außerhalb der Stadt Villavicencio lag. Die Finca beherbergte die Schule für die Missionarkinder, außerdem das Flugzeug und die Flugzeughalle.

Aber was sie selber betraf, schien alles unsicher. Würde man ein Lösegeld fordern? Nach einer Vereinbarung mit der Mission durfte kein Lösegeld für sie bezahlt werden. Der einzig denkbare Ausgang war also zweifellos ihr Tod.

Ein Bibelvers wurde ihnen an diesem Abend wichtiger als je zuvor:

*»... wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind« (Römer 8,28).*

Diesen Vers wiederholten sie ständig – still für sich oder laut, um sich gegenseitig zu ermutigen. Sie dachten über diese Wahrheit nach und erklärten: »Wir verstehen nicht alles, aber wir glauben daran. Alles liegt in Gottes Hand.«

Angezogen gingen beide ins Bett. Bunny zitterte am ganzen Körper und fand lange keine Ruhe. Aber schließlich übermannte sie der Schlaf.

Ein unruhiger Schlaf! Alle zehn bis fünfzehn Minuten leuchtete ihnen ein Guerilla mit seiner Taschenlampe direkt ins Auge, um sich zu vergewissern, dass sie keinen Fluchtversuch unternehmen würden.

Am nächsten Morgen erwachten Tim und Bunny mit einem trostlosen Gefühl. Der einzige Lichtblick, auf den sie sich freuen

konnten, war die Ankunft des Flugzeugs. Es würde über dem Dorf kreisen. Der Pilot würde merken, dass die Indianer nicht winkten, und wissen, dass es gefährlich wäre, zu landen. Außerdem hielt Bunny nicht wie üblich die Funkverbindung aufrecht. Das alles musste ihm deutlich machen, dass etwas nicht in Ordnung war und sie das Flugzeug nicht aus eigenem Antrieb bestellt hatten.

Während Bunny und Tim sehnsüchtig auf das Flugzeug warteten, nahmen die Guerillas die Befragung vom Vortag wieder auf: »Ist dein Vater hier in Kolumbien? Deine Mutter? Wie viele Geschwister hast du? Wo sind sie? Sind Leute von eurer Mission in Villavicencio?« Tim und Bunny ahnten den Grund für dieses Interesse der Guerillas und antworteten erst nach reichlichem Nachdenken. Sie bemühten sich, so ungenau wie möglich zu antworten, ohne jedoch zu lügen.

Wieder fragten die Guerillas: »Was machen eure Leute in Fugasuga (Schule für Missionskandidaten für Kolumbien)? Wie viele Waffen haben sie? Warum seid ihr hier? Wie helfst ihr den Indianern? Seid ihr je in Kalifornien gewesen?« Was hatte Kalifornien mit ihnen oder mit der Mission zu tun, fragte sich Tim verwundert.

Bald begannen die Guerillas, vom Flugzeug zu reden. Offensichtlich führten sie Böses im Schilde. Sie fragten Tim: »Wann, schätzt du, könnte es frühestens kommen?« Etwa zehn Minuten vor der vermeintlichen Ankunft sagte einer der Guerillas zum anderen: »Es ist Zeit, dass ihr zur Landebahn geht und euch vorbereitet.«

Offensichtlich lag ein durchdachter Plan vor. Vier der sechs Guerillas machten sich in Richtung Landebahn davon und waren bald außer Sicht.